

Gesunde Streitkultur statt Schaum vor dem Mund

Mit etwas Abstand sieht man manches besser. Das gilt für Gemälde einer Ausstellung, aber auch für Diskussionen; vor allem, wenn sie sehr emotional geführt wurden. Das war im Dezember in Tübingen der Fall, als lebhaft bis erregt über das Wort „Mohrenkopf“ gestritten wurde. Ist der Gebrauch des Ausdrucks rassistisch? Ja, sagten etliche Schwarze und Vertreter. Nein, bei dem Wort denkt nur eine Minderheit Schlimmes, meinten viele andere. Wenige Wochen später wurde bundesweit diskutiert, ob Ausdrücke wie „Neger“ aus Kinderbüchern entfernt werden sollten. Die Vehemenz, mit der die Auffassungen vertreten wurden, passt schlecht zur Sensibilität und Vielschichtigkeit des Themas. Deshalb stellen wir auf dieser Doppelseite Argumente dar und lassen in Gastbeiträgen unterschiedlich Denkende verschiedene Aspekte und Sichtweisen beleuchten.

Das kommunikative Argument: Wörter sind Mittel der Kommunikation, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Sie werden in einer bestimmten Situation mit einer bestimmten Absicht verwendet und werden in einem bestimmten Sinn verstanden. Kommunikation heißt Verstehen, was die andere meint. Die meisten sprechen arglos vom „Mohrenkopf“ und denken sich nichts Böses dabei. Kritikwürdig ist erst ein feindseliger Sprachgebrauch.

Das Verantworts-Argument: Ob jemand es diskriminierend oder gut meint: Jeder kann, ja muss wissen, dass die Wörter „Neger“ und auch „Mohrenkopf“ Menschen verletzen. Unwissenheit schützt vor Kritik nicht. Jeder ist für sein Sprechen verantwortlich. Wirkungen existieren unabhängig von Motiven.

Das sprachliche Argument: Viele politisch korrekte Sprachvorschriften erschaffen umständliche Wortungetüme, führen zu Staus im Sprachfluss.

Das historische Argument: Die Geschichte wird von beiden Seiten beaupracht. Die eine Seite sagt: Die Wörter „Neger“ und „Mohr“ diskriminieren seit der Kolonialzeit. Die andere Seite sagt: Vor 30 bis 40 Jahren etwa wurden beide Ausdrücke – zum Beispiel in den Kinderbüchern von Otfried Preußler, Astrid Lindgren und Michael Ende – neutral gebräucht. Umgekehrt lassen viele früher mal abwertende Wörter mündlich wie schriftlich in jedem Fall verhindern werden.

Das Verletzungs-Argument: Menschen mit dunkler Hautfarbe fühlen sich von Ausdrücken wie „Mohrenkopf“ und erst recht „Neger“ verletzt. Sie empfinden sie als rassistisch. Verletzungen sollte man vermeiden. Das wiegt höher als alle anderen Argumente. Deshalb sollten solche Wörter mündlich wie schriftlich in jedem Fall verhindern werden.

Das sprachwissenschaftliche Argument: Kinderbücher sind Literatur und nicht Lehrbücher. Manche Aktualisierungen gehen relativ problemlos, etwa die Ersetzung des „Negerkönigs“ bei Astrid Lindgrens „Pippi Langstrumpf“ durch den „Südseekönig“. Oft führen vermeintliche Verbesserungen jedoch zu Verhunzungen der Sprache und Literatur. Die Kinderbuchautorin Christine Nöstlinger etwa klagte, dass „Kinderbücher nicht als richtige Literatur gelten, sondern da so etwas Ähnliches wie Erziehungsspielen, eingewickelt in buntes Geschichterpapier.“

Das Selbstbenennungs-Argument: Jede Gruppe sollte selbst entscheiden dürfen, wie sie sich nennt und genannt wird. Wenn Schwarze weder „Mohr“ noch „Neger“ genannt werden wollen, dann sollten das alle anderen respektieren.

Das pädagogische Argument: Wer Menschen dazu bringen will, dass sie andere nicht mit Wörtern verletzen, sollte genau das erklären, sollte Verständnis wecken und sensibilisieren. Verbote (von Wörtern) und der erhobene Zeigefinger sind kein wirksames pädagogisches Mittel. Und schon gar nicht motiviert man jemanden, indem man ihn mit Vorwürfen (des Rassismus) überzieht. Das ist kontraproduktiv.

Das Anfangs-Argument: Wehrt den Anfängen in der Sprache! Mit Wörtern fängt Diskriminierung an, mit anderen Mitteln wird sie fortgesetzt.

Das Maß-Argument: Viele Menschen verwenden aus Rücksicht auf Menschen mit dunkler Hautfarbe Ausdrücke wie „Neger“ oder „Mohrenkopf“ nicht. Sie zeigen durch ihre eigene Sprech- und Schreibpraxis Sensibilität. Sie halten die Kritik an dem Gebrauch der Wörter aber zugleich für maßlos überzogen und meinen: Da wird mit Kanonen auf Spatzen geschossen.

Das Anlass-Argument: Die Debatte über Wörter ist ein guter Einstieg für eine Diskussion über Diskriminierung. Denn mit der Sprache fängt es meist an. Viele Menschen brauchen solche niederschwelligen Aufhänger oder Ersatzthemen auf Spatzen geschossen.

Das Ablenkungs-Argument: Die Debatte über Wörter wie „Mohrenkopf“ ist kontraproduktiv. Sie lenkt von Diskriminierungen wie widrigen Beschimpfungen, beflügelten oder anderen Benachteiligungen oder gar Gewalt ab. Oder sie führt dazu, dass Menschen Rassismus nicht ernst genug nehmen, weil sie den Vorwurf beim „Mohrenkopf“ für lächerlich halten.

Das Betroffenen-Argument: Am besten mitreden können von Rassismus Betroffene. Zumdest sollte ihr Votum nicht übergangen werden.

Das Freiheits-Argument: Die meisten derjenigen, die weiter den Ausdruck „Mohrenkopf“ verwenden wollen sind fern aller rassistischen Anwendungen. Sie wollen sich nichts verbieten lassen und wehren sich gegen die Bevormundung durch eine Politische Korrektheit.

Das Weltbild-Argument: Sprache formt Weltbilder in den Köpfen. Wörter haben Wirkung, sie sind nichts Unwichtiges. Deshalb sollten Ausdrücke wie „Neger“ und „Mohrenkopf“ vermieden werden.



„Neger“, „Mohren“ und „Juden“ raus!

Seit es mir leichter gefallen, zu einer Fragestellung klarer und eindeutiger Position zu beziehen. Begriffe wie „Negerin“, „Mohrin“ und ähnliche haben in deutschen Kinderbüchern selbstredend nichts verloren und deshalb auch nichts zu suchen! Definitiv! Ich kann aus eigener, bitterer Erfahrung sprechen. Durch verantwortungslose Lektüre eines „Standardworts“ mit dem unerhörten Titel „Zehn kleine Negerlein“ wurde in mir bereits im zarten Alter von sechs, sieben Jahren ein tiegfriedender rassistischer Abwehrschutz aufgebaut. Sarottimoff, krummäugiger, Hosenfleckender, unzufriedener, zwieselhäßiger Juden und Jüdinnen in Geschichten von Grützen bis Busch säumten meinen weiteren Lebensweg – ein Horrorskript.

Vielleicht wird akzeptiert, dass Inhalte in Kinderbüchern regelwidrig verändert werden, vor allem, wenn es um sexuelle Darstellungen oder abwertende Ausdrucksweisen geht. Doch diese Grenzen des Sägenbarts und Druckfähigen sind nicht eindeutig, sondern verschleiert, verhandelbar, umstritten. Es gibt Begriffe, bei denen schon die Diskussion darüber verachtung, Abwertung und Ausgrenzung herstellt.

Begriffe, die Menschen als Un-Menschen darstellen, haben in Kinderliteratur nichts zu suchen. Ich will das nicht, (vorlese-)sagen. Ich will nicht, dass Menschen unnötig verletzt werden. Ich will auch nicht, dass die mit diesen Begriffen Bezeichneten sich umgefragt damit beschäftigen müssen, wie sie diesen Begriffen widerstehen. Die neu-jährige Isabella Kane schrieb dazu an die Wochenzeitung „Die Zeit“: „Es ist einfach nur sehr sehr schrecklich!“

Meines Erachtens sollte man darüber hinaus einen ganzen Schritt weitergehen und nicht nur die Worte, sondern auch entsprechende Darstellungen „ausmerzen“. Beispielsweise müsste es zu einer Selbstverständlichkeit werden, etwa die Rolle des sogenannten „Juden“ in Shakespeares Stück „Der Jude in Venedig“ werktäglich zu neutralisieren. Oder die Zuschreibung eines skrupellosen Mohren in Schillers „Fiesco“ durch eine weit weniger verstörende Figur zu ersetzen.

Von Jürgen Wertheimer
Dr. Jürgen Wertheimer ist Professor für Internationale Literaturen und Neuere deutsche Literatur an der Universität Tübingen

Kinder müssen geschützt werden

Eltern sind es mir leichter gefallen, zu einer Fragestellung klarer und eindeutiger Position zu beziehen. Begriffe wie „Negerin“, „Mohrin“ und ähnliche haben in deutschen Kinderbüchern selbstredend nichts verloren und deshalb auch nichts zu suchen! Definitiv! Ich kann aus eigener, bitterer Erfahrung sprechen. Durch verantwortungslose Lektüre eines „Standardworts“ mit dem unerhörten Titel „Zehn kleine Negerlein“ wurde in mir bereits im zarten Alter von sechs, sieben Jahren ein tiegfriedender rassistischer Abwehrschutz aufgebaut. Sarottimoff, krummäugiger, Hosenfleckender, unzufriedener, zwieselhäßiger Juden und Jüdinnen in Geschichten von Grützen bis Busch säumten meinen weiteren Lebensweg – ein Horrorskript.

Es sind diese Bilder der unzivilisierten und faulen, vielleicht auch lebenslustigen „Wilden“, die uns plausibel machen, dass – grob vereinfacht formuliert – „wir“ reich und „sie“ arm sind. Diese Bilder tragen – womöglich nicht beabsichtigt – dazu bei, dass wir es nicht paradox finden, in einer (Welt-)Gesellschaft zu leben, die soziale Gerechtigkeit problematisch, faktisch aber von unerträglicher Ungleichheit geprägt ist.

Diese Bilder können in Kinderbüchern dann verletzen, wenn Gruppen aufgrund ihrer biografischen sowie kollektiven Erfahrungen und ihrer aktuellen Lebensbedingungen strukturell verletzt sind.

Auf diese Zusammenhänge müssen wir Antworten finden, wenn wir der Komplexität des Themas gerecht werden wollen. Können wir Kinder zumuteten, gegen diese Bilder ein eigenes positives Selbstbild entwickeln? Eine Frau haben ein Bobby-Car geschenkt bekommen, muss die Annahme dieses Geschenks als Vorteil im Amt gelten? Es ist nicht lange her, da hat man in dieser Republik eine solche Frage ernsthaft debattiert.

Begriffe, die Menschen als Un-Menschen darstellen, haben in Kinderliteratur nichts zu suchen. Ich will das nicht, (vorlese-)sagen. Ich will nicht, dass Menschen unnötig verletzt werden. Ich will auch nicht, dass die mit diesen Begriffen Bezeichneten sich umgefragt damit beschäftigen müssen, wie sie diesen Begriffen widerstehen. Die neu-jährige Isabella Kane schrieb dazu an die Wochenzeitung „Die Zeit“: „Es ist einfach nur sehr sehr schrecklich!“

Da es hier um Fragen des Schutzes von gesellschaftlich machtlöseren Personengruppen geht, braucht es eine respektiv geführte zivilgesellschaftliche Debatte, an der diese Gruppen in besonderer Weise und auf Augenhöhe beteiligt sind.

Klar ist aber auch, dass die aus vielen Gründen wunderbaren Pippi-Langstrumpf-Bücher rassistische Bilder auch dann noch reproduzieren, wenn ein paar



Nicht in Sprachfallen tappen

Als Bedeutungsforscher gilt meine Hauptkritik von Anfang an dem Marginalismus, einer gesellschaftlichen Krankheit, die sich über Nebensächliches wie die Sprache aufregt, statt die Übel direkt zu bekämpfen. Sie nimmt Reizworte als Anlass, um sich in den Nebenkriegsschauplatz Sprache auszuwerben. Meistens verkennt sie, dass sie auf diesem Schauplatz ihren Gegner in die Karten spielen. Sie verkennt überdies die Funktionsweise von Sprache. Der Kampf gegen den Rassismus ist nichts als ein Rohrkrepierer, wenn man ihn auf das Nebengeschehen „political correctness“ lenkt. Er verliert an Glaubwürdigkeit, wenn er sich auf wissenschaftlich unhaltbare Voraussetzungen gründet.

Der Erfinder der Mohrenköpfe hat, wenn nicht gerade an Mohren oder Mohrhäuser, so doch sicher nicht an etwas Diskriminierendes gedacht, anders als etwa bei dem Namen Schweinsteiger, an dessen ursprünglich nahegelegter Bedeutung auch kaum noch jemand denkt, wenn man ihn auf Mohr, ein Lehnwort aus einer italienischen Sprache, wie seinerzeit die Römer vermutlich anfangs durchaus neutral, vielleicht sogar respektvoll Angehörige des nordwestafrikanischen Volkstums der Mauren bezeichneten, die ja keineswegs alle schwarz, manchmal sogar blond sind.

Schwarz (oder in den italienischen Sprachen: niger, oder in anderen germanischen Sprachen: black) als Alternative für Mohr zu favorisieren, verschiebt das Problem: Es gibt überdies Sprachwissenschaftler, die glauben, dass Vorformen von schwäbischsprachig „Schmutz“ bezüglich der Versuchung in Sprachfallen zu

tappen, Sprache und Sache, Symbol und Bedeutung, Name und Person, Bote und Nachricht zu verwechseln. Weil die Nachricht erschreckt, tötet man den Boten. Man überseht: Die Sprache (vor allem in den Lexika) liefert nur An-deutungen. Erst Kontexte und Gebrauch machen daraus Bedeutungen.

Als Antirassist ist der Mohrenkopf ein Beispiel für die Gefahr hingewiesen, sich antifaschistisch von dem abhängig zu machen, was man vorgibt zu bekämpfen. Ein Antirassismus, der als Gegenmittel nur Verbote kennt, bewirkt selten etwas anderes als das, was Tabus nahezu immer bewirken, die Verschüttung des Wegen zu wichtigen Erkenntnissen. Ich sage nicht, dass Verbote wirkungslos sind. Aber meistens sind sie wie das Verbote einer Plage. Sie befördern zumindest so etwas wie Autoritätsglauben, der ja ein Merkmal aller Rassismen ist.

Von Gerd Simon



Dr. Gerd Simon ist Sprachwissenschaftler, war an der Uni Tübingen und hat sich viel mit Bedeutungslehre und Rassismus beschäftigt.

Rassismus im Alltag erfahren

Das Erleben von Alltagsrassismus und die Auseinandersetzung mit Diskriminierung in der Sprache gehören zu meiner Lebensrealität als Schwarze Deutsche. Ein Erlebnis meines Sohnes macht mir kürzlich schmerhaft deutlich, dass meine Erfahrungen nicht nur die Geschichte und Gegenwart meiner Generation sind. Die junge Generation von Deutschen mit afrikanischer Herkunft ist heute weiterhin davon betroffen.

Ein Kind nannte meinen Sohn N. Nachdem mein Sohn sich verbal dagegen wehrte, meinte es: „Wenn ich nicht N. zu dir sagen darf, wie soll ich dich dann beleidigen?“ Wie kann rassistische Sprachpraxis enden, wenn unsere Kinder mit diesen Begriffen aufwachsen und sich dafür sensibilisieren werden?

Wie kann ich meinem Sohn Rassismus erklären und ihm helfen, solche Erfahrungen durchzustehen? Wie stärke ich ihn für das, was er heute erlebt, wenn ich selber mit solchen diskriminierenden Begriffen aufgewachsen bin? Meine eigenen Weißeltern verwenden diese Begriffe in ihrer Alltagsprache. Immer wieder musste ich diese Bilder hören und lesen und habe mich dabei schlecht gefühlt. Ich wurde von fremden Menschen auf der Straße beschimpft und weiß, dass ich nichts machen könnte.

Ich will die Gesellschaft durch die Konfrontation mit diesem Thema aufrütteln. Meine Erfahrungen sollen Teil der Geschichte bleiben. Die Gegenwart sowie Zukunft meiner Kinder muss eine bessere werden. In meiner Arbeit mit Schwarzen Kindern und Jugendlichen gebe ich ihnen die Möglichkeit, im Austausch miteinander Alltags erfahrungen zu verarbeiten und sich gegenseitig zu stärken.

Sie berichten nicht über drohende Männer in Bomberjacken. Rassismus sieht für sie anders aus. Diese jungen Tübinger berichten von Schubbüchern. In diesen stehen Wörter geschrieben, die vielen Unbehagen bereiten. Denn Diskriminierende Sprachpraxis ist weithin Schwarze männliche Jugendliche diskutieren, frustriert über Polizeikontrollen. Sie werden diesen auffällig oft unterzogen. Diese Erfahrungen sind ihre Realitäten. Es ist für Tübingen an der Zeit, beim Thema Alltagsrassismus hin- nicht wegzuschauen und zu handeln.

Von Josephine Jackson



Josephine Jackson hat zwei Kinder und das „Forum Schwarzer Tübinger/innen“ mitbegründet und engagiert sich gegen Rassismus.

Die Relevanz der Wut

Es sind alltägliche, zunächst banal erscheinende Anlässe, an denen sich heute fundamentale Diskussionen entzünden. Christian Wulff und seine Frau haben ein Bobby-Car geschenkt bekommen, muss die Annahme dieses Geschenks als Vorteil im Amt gelten? Es ist nicht lange her, da hat man in dieser Republik eine solche Frage ernsthaft debattiert.

Wann beginnt Korruption? Wie kann die Empörung demokratische Macht übernehmen? Wann beginnt Rassismus? Wie kann die Empörung über die Erregung der jeweils anderen Seite, es ist diese Empörung zweiter Ordnung, die zum kommunikativen Normalfall geworden ist. Macht besiegt, heißt hier, wer zuerst Kontroversen und dann Gefolgschaft auszulösen vermag. Und diese Macht hat kein Zentrum und keine Endgültigkeit mehr. Sie existiert in der prinzipiell instabilen Form des Schirms.

Ein FDP-Mann, kaum zum Spitzenkandidat für die Bundestagswahl gekürt, wird von einer Journalistin für eine Serie dämmlicher Amach-Sprüche attackiert, die etliche Monate zurückliegen. Die illustrierte, die diesen Wahnsinns-Scoop landen konnte, begibt sich hektisch auf die Suche nach weiteren Journalistinnen, die Ähnliches mit Rainer Brüderle erlebt haben könnten – ohne Erfolg. Und doch spricht in der Folge eine ganze Nation über die alltägliche Diskriminierung von Frauen.

Man kann sich, wenn man will, vor all dem ekeln und sich die alte Zeit der klaren Deutungsautarik zurückwünschen. Und man mag manche Ad-hoc-Skandalisierungen schlicht für sattes Wutbürgerum halten, die an die Echtheit der Tugendherrschaft für seine Empörungsangebote missbraucht. Aber das wäre ein falsch. Auch hier zeigt sich eine neuartige Art und Weise, in der kollektive Wutschrei, einfach die Art und Weise, in der moderne Gesellschaften lernen.

Von Bernhard Pörksen



Bernhard Pörksen ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Er hat unter anderem über Skandale geforscht.